INKOGNITO
Alain Gsponer, unterwegs vor dem Stasi-Gebäude in seiner Wahlheimat Berlin.

ALAIN GSPONER

Der 39-jährige Regisseur lebt in einer Remise in Berlin, wo noch die Spuren des Kriegs sichtbar sind. Wie der neue Vater von Heidi zur Vergangenheit und zur Schweiz steht.

Interview **Nina Huber** Fotos **Urban Zintel**

GLEICH WÜRDEN WIR SEHEN, wie ungeschickt er sich vor der Kamera anstelle, liess der Regisseur Alain Gsponer beim Start unseres Fotoshootings verlauten. Am Ende hatten wir tatsächlich ein Problem: zu viele gute Bilder und die Qual der Wahl, uns für ein paar wenige zu entscheiden. Der kamerascheue Schweizer meinte danach: «Einen Seitenwechsel kann ich mir nicht vorstellen, auch wenn dies das erste Shooting war, das sogar Spass gemacht hat.» Wir trafen den Aargauer in seinem Berliner Zuhause. Mit seiner Frau kaufte er sich in Ostberlin zwischen Plattenbauten eine Remise. Das Paar liess das dreistöckige Gebäude umbauen und bestückte es mit ausgewählten Vintage-Möbeln, die man vor ein paar Jahren in der deutschen Hauptstadt noch günstig erstehen konnte. Nach zwei Martin-Suter-Verfilmungen («Lila, Lila», «Der letzte Weynfeldt»), «Akte Grüninger» und «Das kleine Gespenst» wagte er sich an seinen zweiten Kinderfilm. Wir redeten in seiner Küche über «Heidi» (ab 10. Dezember im Kino), sein Schweizbild und darüber, dass es selbst in schwierigen Zeiten Schönes zu finden gibt.

Style: Sind Sie ein Nostalgiker?
Alain Gsponer: Nein, das bin ich nicht. Ich lebe nicht in der Vergangenheit. Aber für mich ist die Geschichte und der Umgang mit ihr sehr wichtig. Vergangenes darf sichtbar bleiben, wie etwa die Einschusslöcher in der Hauswand unserer umgebauten Remise hier in Berlin.

Was hat Sie in der Kindheit geprägt?
Schwer zu sagen. Es gibt Erlebnisse, die bleiben im Gedächtnis. Wir hatten einen Nachbarn, der mal mit einem Gewehr auf uns Kinder geschossen hat. Prägend war dann, wie die Polizei reagiert hat: Sie gab mir die Schuld an der Eskalation. Überhaupt hat mich die Auseinandersetzung mit der Polizei früh zum Nachdenken angeregt. Zum Beispiel, als ich mich mit dem Velo am Töffli meines besten Freundes, eines Türken, anhängen durfte. Die Polizei liess mich laufen und schnappte nur ihn.

Welches Bild haben Sie denn von der Schweiz?
Ein sehr positives. Es gibt jedoch einen grossen Widerspruch: Die Menschen stimmen in letzter Zeit tendenziell für mehr Abschottung, dabei merke ich immer wieder, wie offen sie eigentlich sind.

„Ob ich bei Filmen weine? Das passiert mir immer wieder. Ich bin ein empathischer Mensch, was bei der Regieführung hilft."
ALAIN GSPONER

Selbst der Bergler im hintersten Tal erweist sich als grundsätzlich offen, wenn er mit einem spricht. Ich höre Schweizer, die sich fremdenfeindlich äussern, aber ganz selbstverständlich den benachbarten türkischen Witwer unterstützen.

Ist der Ton rassistischer als früher?
Ja, die Sprache in der Öffentlichkeit scheint mir viel aggressiver, fremdenfeindliche Bemerkungen sind salonfähig geworden. Die Abschottung ist ein Problem, denn wenn man aussen vor ist, kann man auch nicht mehr mitreden. Dabei wäre unser Land ein so gutes Beispiel, wie das Zusammenleben zwischen Kulturen und Religionen funktionieren kann.

Wollten Sie mit der Neuverfilmung Heidi als Kulturgut erhalten?
Als ich den Roman von Johanna Spyri nochmals las, war ich sehr überrascht, was alles hinter der Story steckt. Ich hatte ein verblendetes Heidi-Bild. Dabei ist es ein starkes Sozialdrama. Und das wollte ich auch zeigen.

Trotzdem bewegt sich der Film nah am patriotischen Pathos.
Der Film endet mit der heilen Welt, klar. Aber die Geschichte handelt in einer Zeit, in der es als Bergbauer sehr schwer war zu überleben. Die Schweizer wanderten ins Ausland aus. Einer wie der Alpöhi wurde gesellschaftlich ausgegrenzt, die Menschen litten Hunger. Es war mir wichtig, nicht nur die Schönheit der Landschaft zu zeigen, sondern gleichzeitig das Karge, Rohe. Deshalb haben wir auch nicht im schönen Berner Oberland gedreht.

Sondern in Latsch bei Bergün.
Dafür waren Scouts zuständig. Es war sehr schwierig, einen Ort ohne Skilift- oder Elektromasten zu finden. Wir brauchten ein gutes Retusche-Team.

Welche Rolle spielten die Berge in Ihrer Kindheit?
Ich bin der 28. Enkel meiner Grossmutter. Fast meine komplette Verwandtschaft lebt im Wallis, während ich im typischen Mittelland, im Kanton Aargau, aufwuchs. Die Berge bedeuteten für mich Ferien.

Glauben Sie an die heilende Kraft der Berge?
(Überlegt länger.) Nein, es liegt nicht an den Bergen. Aber ich glaube an die Kraft eines Orts, an dem man sich frei fühlt. Das kann auch ein geschlossener Raum sein, wo man seine Ruhe hat. Für manche ist es das Meer. Sebastian aus «Heidi» wird von den Bergen fast erdrückt.

Eine Zeit lang gab es vor allem kritische Schweiz-Filme: «Höhenfeuer», «Der Verdingbub», «Sennentuntschi». Brauchen wir heute mehr heile Welt?

REFLEKTIERT
Gsponer sieht Widersprüche in der Schweiz, die gleichzeitig für Abschottung und Offenheit steht.

ZURÜCK ZU DEN WURZELN
Bei der Lektüre des «Heidi»-Romans von Johanna Spyri ging Regisseur Gsponer ein Licht auf.

Die Leute fanden ja schon immer, es sei gerade besonders schlimm. «Heidi» passt so gut in unsere Zeit, weil es eine kraftvolle Geschichte ist, in der es darum geht, dass man auch in einer grausamen Welt etwas Schönes finden kann.

Heidi scheint Sie schon länger zu beschäftigen: Im Studium drehten Sie einen dreiminütigen Animationsfilm als Satire. Worum ging es Ihnen da?
Es war ein Puppenanimationsfilm mit Köpfen aus Knetmasse. Ich stellte das Bild des Heidilands infrage, das so viele Landsleute in der Welt verbreiten. Ich hoffe, dass ich mit dem neuen Film dem Heidi der Johanna Spyri gerecht werde.

Es wird ein Kassenschlager werden. War das Teil Ihrer Motivation?
Ob der Film in der Schweiz gut laufen wird, weiss ich nicht, vielleicht sind die Leute der Geschichte ja überdrüssig. Interessanter war für mich, dass die Produktion ins Ausland zielt, dass es ein erfolgreicher Schweizer Kinofilm für den internationalen Markt werden sollte.

Wie ist denn Ihre persönliche Beziehung zur Heidi-Geschichte?
Mein Hauptbezug ist mein Vater, denn er war selber Geissenhirt als Kind und musste bis zum zwölften Lebensjahr auf die Ziegen aufpassen. Er kam aus ähnlich ärmlichen Verhältnissen, kannte den Hunger gut. Für ihn war die Geschichte nie Kinderstoff. Als ich klein war, machten wir ausserdem Ferien in einer einfachen Hütte, wie sie der Alpöhi bewohnt.

Groucho Marx soll gesagt haben: «Never work with children and animals.» War die Arbeit mit den Kindern und Tieren schwierig?
Es ist tatsächlich eine grosse Herausforderung. Ich sagte schon nach «Das kleine Gespenst»: Nie mehr wieder. Ich verlangte enorm viel von den Kindern und hatte teilweise ein schlechtes Gewissen – wobei die Kinder schon zäh sind. Die Geissen dagegen sind unberechenbar. Die möchten am Morgen rauf, über Mittag wiederkäuen und liegen, abends runter. Wir hatten jedoch viel mehr Szenen, wo wir sie hochjagen mussten und konnten uns nicht an ihren Rhythmus halten. Dafür sind Geissen schlau, viel schlauer als ein Uhu, der in «Das kleine Gespenst» zum Einsatz kam. Der Tiertrainer sagte mir damals, was er in zwei Wochen mit einem Raben erreiche, dauere bei einem Uhu neun Monate.

> **«Die Abschottung der Schweiz ist ein Problem, denn wenn man aussen vor ist, kann man nicht mehr mitreden.»**
> ALAIN GSPONER

Sie sind bekannt dafür, dass Sie vor Drehbeginn intensiv proben. Auch mit den Kleinen?
Mit professionellen Schauspielern gehe ich beim Proben schon konkret in Szenen hinein. Bei den Kindern haben wir mit einer Trainerin intensiv Schauspielerei generell geübt: Wie nehme ich mich selber wahr? Was mache ich mit den Augen? Wie stelle ich ein Gefühl dar? Erst später gingen wir zu den Filmszenen über.

In Ihrem letzten Film, «Akte Grüninger», geht es um jüdische Flüchtlinge und darum, dass die Schweizer Grenzen für sie geschlossen waren. Gerade wieder ist das Flüchtlingsthema hochaktuell. Wie erleben Sie die Situation?
Ich besuchte hier in Berlin Flüchtlingslager, die Stimmung ist grundsätzlich gut, die Hilfsbereitschaft sehr gross. Es ist eher eine Regierungskrise. Natürlich gibt es Personen, die ein Problem mit Flüchtlingen haben, und es sind immer jene, die nicht mit ihnen in Kontakt stehen. Deutschland ist gespalten, aber ich glaube, dass es diese Krise bewältigen wird. Durch die Medien wirkt die Situation anders, als sie in der Tat ist.

Was haben Sie konkret in den Flüchtlingslagern gemacht?
Kürzlich sind in meiner Nachbarschaft 600 Flüchtlinge eingezogen. Es fehlt noch an vielem, vor allem an Winterjacken für Männer, da konnte ich etwas beisteuern. Noch wichtiger ist die Hilfe zur Integration. Mit zwei oder drei Flüchtlingen unterhalte ich mich regelmässig auf Deutsch, sie brauchen Praxis nebst der Theorie im Sprachunterricht.

Wieso leben Sie in Berlin?
In der Schweiz kann man mit dem Filmemachen allein kaum überleben. 1997 erlebte ich Berlin zum ersten Mal, damals nahm ich es als extrem dynamisch war, während die Heimat so statisch war. Ich sehe in Veränderungen immer eine Chance.

Sie sind seit dreizehn Jahren mit Nadia Saoudi zusammen, seit einem Jahr verheiratet. Glauben Sie an die grosse Liebe?
Ich glaube an die grosse Liebe, auf jeden Fall, ich habe sie auch schon gefunden.

Gibt es mehr als eine grosse Liebe?
Ich glaube, dass, wenn man eine Beziehung abschliesst, eine neue grosse Liebe kommen kann.

Welcher Gegenstand in Ihrer Wohnung bedeutet Ihnen am meisten?
(Steht auf und holt einen Geissbock aus Holz.) Mein Vater war von neun Kindern

SCHWINDELFREI
In Berlin erklimmt Alain Gsponer immer höhere Stufen auf der Karriereleiter.

STYLING Nina Thielen/ vonjune.de GROOMING Andreas B./Agentur Basics FOTOS Getty Images (1), rdb (1), Plainpicture (1)

das einzige, das eine Ausbildung machen konnte. Er wollte Schreiner werden, aber die Lehre war zu teuer. Deshalb lernte er Koch, da waren Kost und Logis dabei. Er schnitzte mir den Geissbock und sagte, es sei nicht tragisch, wenn man seinen Traum nicht leben könne; es gebe immer eine gute Alternative.

Sie leben Ihren Traum als Regisseur?
Meine Eltern waren sehr pragmatisch. Der Deal war, dass ich mich an der ETH Zürich in Architektur einschreiben würde, wenn ich es nicht an die Filmakademie in Ludwigsburg schaffen sollte. Ehrlich gesagt, wusste ich gar nicht, was es heisst, Regie zu führen, nämlich ein grosses Team und Schauspieler zu leiten. Ich hatte eher die Idee des Filmemachers im Kopf. Es ist aber die schönere Arbeit, man kann sich mit so vielen austauschen.

Haben Sie einen Lieblingsregisseur?
Es gibt Filme, die in mir den Wunsch auslösten, Regie zu studieren. Das war in den Neunzigern, als mit Wong Kar-Wai das Hongkong-Cinema aufkam und auch Ang Lee aus Taiwan eine andere Art von Kino zeigte als Hollywood. Würde ich die Filme wieder schauen, fände ich sie vermutlich nicht mehr so gut wie damals.

Können Sie privat noch zur reinen Unterhaltung ins Kino gehen?
Zum Glück habe ich bislang nur auf Deutsch gedreht. Denn sobald ich einen deutschsprachigen Film sehe, ist es für mich Arbeit. Abschalten kann ich, wenn er in einer anderen Sprache ist.

Wie und wo schauen Sie sich Filme an?
Meist im nahen kleinen Ladenkino mit privater Atmosphäre. Die Projektion ist schlecht, aber die Tickets sind günstig. Darum schaue ich mir auch viel an, was man nicht gesehen haben muss.

Ich habe bei «Heidi» die eine oder andere Träne verdrückt. Passiert es Ihnen, dass Sie bei Filmen weinen müssen?
Ja, das passiert mir doch immer mal wieder, ich bin nah am Wasser gebaut und weicher als andere.

Sonst auch?
Ich bin ein empathischer Mensch und spüre sehr schnell, wenn es jemandem schlecht geht. Das hilft mir bei der Regieführung.

Sie drehten zuvor schon «Das kleine Gespenst». Woher kommt Ihre Vorliebe für Kinderfilme?
Irgendwie mache ich alles doppelt, habe zweimal Martin Suter verfilmt, zweimal die Flüchtlingsthematik abgehandelt und mit «Rose» und «Das wahre Leben» zwei Familiendramen gedreht. Nach «Heidi», dem zweiten Kinderfilm, ist dieses Kapitel jetzt abgeschlossen.

Dafür startet jetzt Ihre eigene Familienplanung?
Nein, das nicht.

Was steht denn als Nächstes an?
Ich werde «Jugend ohne Gott» von Ödön von Horváth verfilmen. Wir holen die Handlung aus den Dreissigern in die Jetztzeit oder in die nahe Zukunft und versetzen sie in eine despotische Welt. Gedreht wird im April.

Welche menschliche Schwäche entschuldigen Sie?
«Verpeiltheit». Das heisst, wenn man einen Fehler macht, weil man so durcheinander ist, aber es eigentlich nicht böse meint. Die Absicht hinter einer Handlung ist für mich entscheidend.

Ihr eigenes grösstes Laster?
Ich möchte häufig das letzte Wort haben und kann deshalb einen Konflikt fast nicht beenden, weil ich etwas nicht gut stehen lassen kann.

Wann waren Sie zum letzten Mal richtig glücklich?
Ich bin momentan richtig glücklich.

4

ERINNERUNGEN, DIE DER REGISSEUR MIT HEIMAT VERBINDET

GEISSBOCK
Das Figürchen schnitzte Alain Gsponers Vater, der dieses Jahr verstarb. Es steht dafür, dass man das Glück auch findet, ohne seinen Traum zu leben.

RISOTTO
Sein Vater war gelernter Koch, und besonders gern ass Alain dessen Risotto ai funghi.

AARE BEI SCHINZNACH-BAD
Als die A3 im Bau, aber noch nicht in Betrieb war, sprangen die Kinder von der Strasse in den Fluss.

BIRCHER-MÜESLI
Am liebsten von seiner Mutter: fruchtig, mit Waldbeeren und viel Joghurt, dafür mit weniger Flocken.